25 1902

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.



Unseres Rittmeisters Hedel.

Novelle von E. H. von Jagori.

(Fortsetzung.)

Tief im Schnee lag der Kirchhof der Bergstadt Außendorff im hellen Mondenschein da. Durch den hohen Schnee watete eine derbe, kräftige Frauengestalt, mit einem riesigen Kranze auf dem Arme, der Grabstätte der Jeltens zu. Plötzlich blieb sie wie erschrocken stehen und starrte auf eine schwarze Gestalt, die lang hingestreckt im Schnee, dicht am Gedenksteine des Rittmeisters lag. Die Gärtnersfrau Auguste Müller war aber kein Hasenfuß, sie stutzte wohl, dann aber schritt sie energisch der Stelle zu. Als sie nun neben der schwarzen Gestalt stand — da fiel ihr aber doch der Kranz vor Schreck vom Arm herunter.

„Jemersch ne, 's Hedel," schrie sie laut, und heiße Thränen stiegen ihr in die Augen. „Das Hedel, das goldene Dingelchen hier auf dem Grabe der Eltern, wie kommt sie hierher? Ob sie tot ist?" Liebevoll beugte sie sich über Hedel und horchte an ihrem Herzen, aber sie konnte kein Lebenszeichen entdecken. „Tot oder nicht," sagte sie energisch, „ich nehme halt 's Hedel mit heim." Erst wurde der Kranz fein säuberlich an seinen Platz gelegt, die Marie hatte ihn ja von weit her aus ihrer eigenen Gärtnerei für die guten Rittmeisters geschickt. Dann nahm Frau Müller Hedel von Jelten wie ein kleines Kind auf den Arm und watete damit vorsichtig ihrer Gärtnerwohnung zu. Ihr Alter machte große Augen, als sie mit ihrer Last daheim ankam, und sie wurden noch größer, als er in der Leblosen seinen Liebling, „Rittmeisters Hedel", erkannte. Ohne Mütze stürmte er nach einem Arzt, während seine Frau Hedel vorsichtig auf das Sofa gleiten ließ. Ratlos stand sie dann vor der bleichen Gestalt; sie wußte nicht, was sie dem Hedel thun sollte, und Thränen fielen auf Hedels Haare.

Endlich kam der Arzt — auch er kannte ja „Rittmeisters Hedel", er untersuchte sie und schüttelte den Kopf — dann sagte er den beiden Alten leise: „Sie lebt — aber ich glaube, sie ist schwer krank, ein Nervenfieber scheint es zu werden, ich will Hedel gleich in das Krankenhaus mitnehmen."

„Ins Krankenhaus — ne, Herr Doktor, 's Hedel bleibt hier," entgegnete Frau Müller lebhaft, und der Alte nickte ihr zu, es war so auch seine Meinung.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Wie Sie wollen, Frau Müller,



Von einem Meldegang zurückkehrender Kriegshund. (Mit Text.)

aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Krankheit, wenn die Kräfte dazu reichen, eine sehr langwierige sein wird. Sie kann Wochen — ja Monate dauern."

„Und wenn es Jahre sein sollten, Rittmeisters Hedel bleibt hier; sagen Sie mir nix mehr dagegen, Herr Doktor. Als meine Marie bei Rittmeisters diente, da hatte sie einen Gelenkrheumatismus gehabt und fest gelegen; meinen Sie, Rittmeisters hätten sie ins Krankenhaus schaffen lassen. Nee, gepflegt haben sie sie, als ob's ihr eigenes Kind wäre, und sogar ihren Lohn haben sie ihr noch dabei gegeben; meinen Sie denn, so eine Gutheit vergißt unser einer; gewiß nicht, da müßte man ja kein Herz in der Brust haben. Und darum sage ich noch einmal, 's Hedel bleibt bei uns."

Nun befahl ihr der Arzt, ein stilles, ruhiges Zimmer zurechtzumachen, und die rührige Frau eilte rasch davon. Bald kam sie wieder, und der Arzt trug Hedel von Jelten behutsam in das freundliche Stübchen. Dann verschrieb er noch ein Rezept, bat den Alten, mit ihm zu gehen, und verließ das Haus. Die gute Frau Müller aber saß am Bett der Kranken, blickte besorgt auf das fieberhafte Gesicht in den weißen Kissen, legte einen kühlen Umschlag nach dem andern auf die glühende Stirn, dann faltete sie die Hände und dankte dem Vater im Himmel, daß er gerade sie das Hedel hatte finden lassen. Wenn sie auch todkrank war, die Hedel, sie lebte ja doch noch, und sie war ja noch so jung, da mußte sie doch die Krankheit überwinden. Sie wollte das Hedel schon pflegen, als wenn es ihr eigenes Kind wäre. Sie grübelte nicht darüber nach, woher Hedel von Jelten plötzlich gekommen war. Sie sah nur mit inniger Teilnahme in das einst so blühende Gesicht, und ihre Blicke gingen weit in die Vergangenheit zurück. Vor langen Jahren, da lag das Hedel auch einmal in diesem Bett, hielt ihr die Hand fest und bettelte mit ihrer süßen Kinderstimme: „Gelt, Mutter Müller,

Ein Kriegshund wird mit einer Meldung abgeschickt. (Mit Text.)

Du bleibst bei mir, bis der Vater kommt." Stundenlang blieb sie damals bei der Kleinen sitzen, bis der Herr Rittmeister selbst sein wildes Mädel heimholte. Das Hedel war damals beim Schlittschuhlaufen eingebrochen, von einem Arbeiter gerettet worden, und naß wie eine gebadete Katze zu Müllers gebracht. Müllers Marie diente damals das letzte Jahr bei Rittmeisters. Wie froh, wie glücklich hatte der Herr von Felten damals seinen Liebling ans Herz gedrückt, wie hatte er dankend den alten Leuten immer wieder die Hand geschüttelt. Die alte Frau seufzte auf einmal laut auf. Wie viel sich doch in einigen Jahren ändern kann — wenn jetzt das Hedel aus ihren wilden Fieberphantasien erwachte, dann drückte sie kein Mensch jubelnd ans Herz.

Alle waren sie tot, die Rittmeisters angehört hatten — aber das gute Hedel hatte noch viele Leute, die sie lieb hatten, das ganze Städtchen. Was würden nur all die Leute im Städtchen sagen, wenn sie hörten, Rittmeisters Hedel wäre wieder da und sei krank. Ja, was die Leute im Städtchen dazu sagten? Sie hatten inniges Mitleid mit dem kranken Mädchen. Es war am Abend schon bekannt geworden, daß Hedel von Felten mit zwei großen Koffern weit hergekommen sei und im goldenen Anker abgestiegen war. Der Wirt vom goldenen Anker hatte sie in heller Freude begrüßt, er war ja früher Wachtmeister in ihres Vaters Schwadron gewesen, ihr ein schönes Zimmer ausgesucht und sie dann gefragt, was er ihr wohl zum Abendbrot schicken könnte. Da hatte sie ihm erst keine Antwort gegeben, nur starr angesehen, dann hatte sie ganz leise gesagt: sie wollte erst auf den Kirchhof gehen und war davongegangen. Als Hedel dann gar nicht wiederkam, wurde der alte Wirt besorgt und wollte sich gerade auch auf den Kirchhof begeben, als der Arzt kam, den man zu Müllers geholt hatte, und tief erschüttert Hedels Leiden erzählte.

Müllers Gärtnerei wurde jetzt der reine Wallfahrtsort, es gab wohl kaum einen Menschen im Städtchen, der nicht einmal nach der Kranken sehen kam. Die Leute brachten auch alle möglichen guten Dinge angeschleppt, Wein, Apfelsinen, Eingemachtes und dergleichen mehr. Mit Thränen in den Augen erzählte er ihnen von der jungen Kranken droben im Stübchen, aber sehen durfte sie niemand. Niemand sah auch Frau Müller, sie war immer oben bei der Kranken und keiner durfte mit ihr sprechen. Der Arzt hatte damals eine richtige Diagnose gestellt. Hedel von Felten hatte ein schweres Nervenfieber bekommen. Wochen und Monate vergingen, ohne daß es mit Hedels Krankheit besser wurde. Erst hatte sie furchtbare Fieberphantasien gehabt, sie hatte getobt, geschrieen, gekämpft, und die kräftige Frau Müller hatte sie energisch festhalten müssen, um sie im Bett zu behalten. Dann ging dies Stadium vorüber, Hedel lag seit Wochen wie tot im Bett. Das Gesicht sah spitz und verfallen aus, die Lippen fast braun vor Hitze, sie regte sich nicht mehr, sie lag still, ganz still. Und Frau Müller kühlte unermüdlich die brennenden Lippen, sie nahm den schwachen, mageren Körper und hüllte ihn immer wieder in nasse Tücher. Keine Mutter, keine gelernte Schwester hätte zarter und sorgsamer mit der Kranken umgehen können, als die alte Gärtnersfrau. Liebe versteht eben besser zu pflegen, wie alle angelernte Technik. Das Herz that der Frau weh, wenn sie Hedel nur ansah, und ihr Alter, der sich manchmal auf den Zehen hereinschlich, um nur einen Blick auf seinen Liebling zu werfen, schlich immer wieder mit Thränen in den Augen zurück. Er glaubte an keine Besserung mehr. Der Doktor kam Tag für Tag, sein Gesicht wurde immer düsterer, er verschrieb auch nichts mehr, und wer ihn nach Hedel von Felten fragte, der erhielt nur ein stummes Achselzucken.

Dann kam ein Tag, da blieb der Doktor lange Stunden in dem kleinen Gärtnerhaus, und die beiden Alten schlichen wie Schatten umher. Heute sollte ja die Krisis eintreten, heute mußte es sich entscheiden, wer den Sieg gewann über dieses junge Menschenleben — der Tod oder das Leben. Und das Leben besiegte den Tod. Als am Abend der Doktor das Haus verließ, glänzten seine Augen ganz merkwürdig, und seine Lippen wiederholten immer wieder nur das eine Wort: „Gerettet, gerettet!" Im Krankenstübchen lag Frau Müller auf den Knieen und dankte Gott innig, ihr Mann aber saß unten vor dem Hause und rauchte zum ersten Male wieder seine geliebte Pfeife. Hedel aber schlief friedlich wie ein Kind, und ein sanftes Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

* * *

August war gekommen. In den ersten Tagen war es heiß und drückend. Die Hitze reifte das Obst und die wogenden Getreidefelder, sie überzog aber auch Bäume und Sträucher, Gras und Wiesen mit einem gelblich-grünen Schimmer. Unter einem prächtigen Kastanienbaum, der keinen Sonnenstrahl durchließ, saßen Hedel von Felten und die alte Frau Müller. Hedels Gesicht sah wieder frisch und blühend aus, wenn auch nicht so voll wie früher. Die Augen blickten zufrieden, nur das krause, kurze Haar erinnerte noch an die schwere Krankheit. Mit geschickten Händen band Hedel einen Brautkranz, Frau Müller reichte ihr die einzelnen Sträußchen und blickte ihr bewundernd zu.

„Na, Fräulein Hedel, der wird aber wieder fein; so was hätte ich mein Lebtag nicht fertig gebracht," machte Frau Müller ihrer Bewunderung laut Luft. „Da wird mein Alter wieder sagen, was ist das für ein Segen, daß wir das Fräulein Hedel hier haben; die darf uns nimmer wieder fort."

„Die will auch gar nicht wieder fort," sagte Hedel lächelnd.

„Gott sei Dank, Fräulein Hedel, daß Sie mir das sagen. Ich habe alle Tage Angst gehabt, daß Sie uns einmal wieder in die Welt hinausfliegen. Mein Alter und ich, wir sind ja einfache Leute, aber wie wir ohne Sie fertig werden sollten, das hat uns schon viel Sorgen gemacht."

Dankbar blickte Hedel zu der prächtigen, alten Frau. „Nein, Frau Müller, ich fliege nicht mehr fort, ich habe mir bei meinem ersten Flug in die Welt die Flügel so gebrochen, daß es mich nie mehr nach der Welt da draußen verlangt. Hier habe ich ein liebes Heim, treue Menschen um mich, einen Beruf, und bin doch mein eigener Herr," sagte Hedel bewegt und streckte Frau Müller die Hand entgegen. Der stieg so etwas Blinkendes in die Augen, und um es zu verbergen, eilte sie geschäftig, unter dem Vorwand, einmal nach ihrem Alten zu sehen, eilig davon.

Hedel von Felten blickte sinnend vor sich hin; wie war doch alles so anders gekommen, als sie es einst gedacht hatte. Wie hatte sie vor der Zukunft gesorgt, und jetzt war bis auf das eine Leid, ihre Liebe — alles so leicht geworden. Als bei Hedel die Dumpfheit der Krankheit wich, ihr die Klarheit des Denkens wieder kam, erinnerte sie sich zugleich jener furchtbaren Stunde im alten Schloß zu Südtirol und eine ratlose Hilflosigkeit vor den künftigen Tagen. Wie sollte sie weiterleben, was sollte aus ihr werden. Sie war so dankbar und gerührt, daß sie in dem Gärtnershaus ein Heim gefunden hatte, aber da konnte sie doch nicht bleiben, und sie war noch so schwach, so sehr schwach. Nach und nach fiel ihr auch ein, wie sie in die Heimat geflüchtet war, und was sie nicht mehr wußte, brachte ihr der alte Doktor so nach und nach gemütlich bei. Und nun war all ihr Sorgen umsonst gewesen, sie hatte einen Beruf gefunden und konnte dabei den alten, hochherzigen Leuten ihre Dankbarkeit erweisen. Das Geschäft der beiden Alten hatte sich seit jener Krankheit Hedels bedeutend vergrößert. Es gehörte fast zum guten Ton im Städtchen, seinen Blumen- und Obstbedarf draußen bei Müllers zu holen. Müllers hatten alle Hände voll zu thun und dachten daran, sich für feine Bindereien eine Gehilfin zu nehmen. Hedel hatte schon als kleines Kind hübsche Blumensträuße und Kränze binden können. Als sie nun wieder ihre Hände regen konnte, half sie den beiden Alten bei ihrer Arbeit. Da platzte eines Tages die alte Frau etwas verlegen mit dem Vorschlage heraus, „Fräulein Hedel könne so wunderschön Blumen binden, ob sie nicht bei ihnen bleiben und ihnen helfen wollte". Hedel überlegte sich die Sache nicht lange, sondern griff vergnügt mit beiden Händen zu. Erstens war sie den Alten so dankbar und freute sich, ihnen etwas zuliebe zu thun, und zweitens liebte sie die Blumen sehr und es machte ihr Freude, mit ihnen zu arbeiten. Einen Beruf mußte sie sich doch wählen, und so blieb sie auch in der Heimat und brauchte nicht wieder in die Fremde hinaus. Sie schämte sich nicht etwa ihrer Arbeit und hielt sich für zu gut dazu — sondern sie war stolz darauf, eine Arbeit gefunden zu haben, wo man ihrer bedurfte. Ihr Vater hatte ihr nur gesagt, ein Soldatenkind müsse sich überall tapfer durch das Leben kämpfen und sich vor keiner Arbeit scheuen. Denn derjenige, der in der rechten Weise tüchtig, achtungswürdig und das Herz auf dem rechten Fleck, auf seinem Posten sei, würde auf die Dauer niemals ohne schützende und erfreuende Beweise von Achtung und Erkenntlichkeit bleiben, ob der Platz auch gering sei, auf dem er stehe. Er hatte sie von klein auf die Arbeit achten gelernt als einen Segen für den Menschen, und ihr immer wieder eingeprägt, daß treu sein im kleinsten Großes vollbringen heißt, und die größte Lebensweisheit des Menschen darin bestände, den Platz gut auszufüllen, auf den ihn Gott hingestellt hätte. Mit solchen Ansichten faßte Hedel auch ihren neuen Beruf auf. Die Alten jubelten wie die Kinder über Hedels Entschluß, und die Leute im Städtchen sagten mit strahlenden Augen: „'s ist halt unsers Rittmeisters Hedel."

Und von Tag zu Tag fühlte Hedel sich glücklicher in ihrem Beruf, freilich, wenn ihre Augen auf den Ring fielen, den sie immer noch trug, dann preßte sie die Hand ans Herz, als müßte sie es festhalten, und ihre Augen wurden trüb. Die Liebe, die man „glücklich" zu nennen pflegt, die nicht nur erwidert wird, sondern auch das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht, die sich zufrieden in dem zärtlichen Blick des Geliebten und an seinem Herzen sonnen darf, verliert oft ihre Anmut, ja verwandelt sich bisweilen auch in das Gegenteil. Sie wird von den Kleinigkeiten des Alltagslebens und den Stunden, die oft recht hart und trüb im Leben vorhanden

sind, hart mitgenommen, so daß nach zehn oder zwanzig Jahren sie kaum von den beiden Menschen wiedererkannt wird, die sie doch als höchste Sehnsucht in ihrer Knospen- und Blütenpracht inbrünstig im Herzen trugen. Selbst in den allerbesten Fällen, da das Band mit jedem verfließenden Lebensjahr sich mehr und mehr kräftigt, wird es doch ein anderes. Es wird sozusagen fester, zuverlässiger, massiver, es bindet mit vielfachen Fäden, aber der poetische Nimbus daraus verschwindet. Das Menschenherz umgiebt jenen Gegenstand seiner Liebe mit kindlicher Naivetät als ein Wunder der Welt, ohne Fehler und ohne Gebrechen. In dem späteren Zusammenleben, früher oder später, sieht das Auge Gebrechen auf Gebrechen, Fehler auf Fehler an dem geliebten Gegenstand. Der verhüllende Phantasieschleier wird von der rauhen Wirklichkeit energisch abgerissen, und der Liebesglanz wird dunkel. Eine Liebe aber, der das Schicksal sich hindernd in den Weg stellt, ehe sie ihr Sehnsuchtsziel erreicht hat, wird allezeit ihren poetischen Nimbus bewahren. Dieses Gefühl kann in dem Herzen einer Greisin noch genau so ideal fortleben, als in dem Herzen eines blutjungen Mädchens, denn keine rauhe Wirklichkeit hat den Schleier davon abgerissen. Die Phantasie darf ungestraft das Bild des Liebsten auszumalen fortfahren, wie es von ihm träumt, um in lachendsten Bildern das Glück der Zukunft vorzuführen, wie sie geworden wäre, wenn man das Sehnsuchtsziel erreicht hätte. Im täglichen Kampf mit dem Leben und fortgesetzter Arbeit bringt ein solches Gefühl Schwäche, aber auch Stärke mit sich. Schwäche infolge des erschlafften Interesses an der lieben Mitwelt — Stärke, in der Gefühllosigkeit gegen alle Nichtigkeiten der rauhen Welt, die nichts mit der Herzenssache zu thun haben.

So ging es Hedel von Felten, ihr machten Kleinigkeiten keinen Kummer, weil ihr Herz keinen Raum dafür hatte. Der Geliebte füllte es aus, und während ihrer täglichen Arbeiten flog ihre Sehnsucht in das ferne Land. Auch jetzt dachte sie seiner, ließ die Arbeit einen Moment sinken, seufzte tief auf und blickte mit träumenden Augen in die Ferne. Frau Müller störte sie in ihren Träumereien, sie kam den Gartenweg in Hast gelaufen und rief ihr schon von weitem zu: „Fräulein Hedel, bitte, gehen Sie oben auf Ihr Zimmer, da ist eine feine Dame, die will Sie gleich sprechen."

Hedel blickte die Alte verwundert an, dann ging sie eilig nach ihrem kleinen Zimmer hinauf. Die alten Leute hatten ihr oben zwei kleine Stübchen mit Möbeln aus ihrem Elternhaus ausgeschmückt, und sie hatte ein kleines, aber hübsches Heim. Ihr Herz klopfte auf einmal so unruhig in ihr, so, als käme wieder Schweres über sie. Zögernd blieb sie einen Augenblick vor der Thüre stehen, da wurde diese von innen geöffnet, und Hedel stand vor der Baronin von Gräwitz. Sie wich erschrocken zurück.

Die alte Dame aber stürzte vor ihr nieder, rang die Hände und rief wie verzweifelnd: „Hedel, erbarmen Sie sich, retten Sie Georg."

Hedel hielt sich am Thürpfosten fest. „Was ist mit Georg?" fragte sie tonlos.

„Er, er ist im Irrenhause," schluchzte die Baronin und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„O Gott," stöhnte Hedel — dann kam auf einmal eine wunderbare Ruhe über sie; sanft beugte sie sich über die alte Dame, zog sie liebevoll in die Höhe und führte sie zu einem Sessel. „Bitte, sagen Sie mir alles," bat sie leise.

Mit stockender Stimme, oft von heftigem Weinen unterbrochen, berichtete die alte Dame von Georg. Ja, ihr schöner, stolzer Sohn, ihr Einziger, war im Irrenhaus, und sie, sie selbst war schuld daran. Sie hatte ihm damals geschrieben, daß Hedel ihn freigebe. Er kam, er glaubte ihr nicht, er schwor, Hedel in der ganzen Welt zu suchen und wenn er sie nicht fände, sich zu erschießen. Ohne Abschied reiste er ab. — Drei Tage darauf teilte ihr der Oberst seines Regimentes mit, daß ihr Sohn in Tobsucht verfallen war. Sie reiste hin und brachte ihn nach einer Irrenanstalt. Sie schilderte in beredten Worten, wie schwer die Reise gewesen war, sie schluchzte zum Herzzerbrechen, und Hedel weinte mit ihr. Der schöne, stattliche Georg, ihr Geliebter, in einer Zwangsjacke, o welch entsetzliches Bild; Hedel hielt sich unwillkürlich die Augen zu, als könnte sie das Bild so verscheuchen.

„Er tobt seit Monaten nicht mehr, er sitzt ganz still und spricht nur immer ein Wort, ein einziges Wort: „Hedel", sonst nichts. Die Aerzte haben gesagt, es gäbe vielleicht ein Mittel, meinen unglücklichen Sohn zum Leben zu retten. Dieses Mittel aber wäre, wenn diejenige, deren Namen in seinem Gehirn noch fest haftete, plötzlich vor ihm stände und ihn anredete. „Hedel, Hedel," schrie die unglückliche Frau und wollte sich Hedel wieder zu Füßen werfen, „retten Sie mir meinen Sohn."

Hedel hielt die Arme sanft fest, sie war bis ins Innerste erschüttert. „Beruhigen Sie sich, Frau Baronin, ich liebe Georg noch genau so, wie einst und will gerne versuchen, ihn zu retten," sagte Hedel von Felten ruhig. Das Erbarmen jener Himmelsfunken, der in der Seele jedes echten Weibes lebt, hatte Hedels Herz so ganz und gar erfüllt, daß in ihr kein anderes Gefühl der Baronin gegenüber zu finden war, als Erbarmen, tiefes Erbarmen. Das Frauenherz ist ein Rätsel, unergründlich wie die Natur. Ein Augenblick führt ihm Empfindungen zu, die es selbst nie für möglich halten würde. Eine Natur wie Hedel konnte überhaupt nicht hassen, höchstens verachten. Und ein ähnliches Gefühl lebte jetzt in Hedels Brust für die Baronin, denn sie hatte längst erkannt, daß nur Eifersucht die Mutter so handeln ließ. Als jetzt aber die Tiefgebeugte vor ihr saß, da regte sich plötzlich ein anderes Gefühl in Hedels Herz für die Unglückliche, deren Gesicht den Stempel der Verzweiflung trug. Sie sah nun die Mutter des Heißgeliebten vor sich, und diese Mutter kam hilfeflehend zu ihr. Wahrhaftig, das Gefühl in ihr war mehr wie Mitleid, es sah der Liebe verzweifelnd ähnlich. Wer kann die Gründe und Ursachen erforschen, die den Keim der Liebe in das Menschenherz bringen? Ereignisse so klein und unscheinbar, manchmal zu den umgekehrten Folgerungen berechtigend, sind gar oft der Blitzstrahl, der das göttliche Feuer in einer Menschenseele entzündet. Hedel kniete plötzlich vor der stolzen Frau nieder, schlang ihre Arme um den Hals der Weinenden und sprach ihr Trost zu. „Die Liebe überwindet alles," sagte sie zuversichtlich, „und Gott wird mir helfen, mit meiner Liebe Georgs Geistesdunkel zu durchbrechen. Ich will mit Ihnen reisen, und wenn es mir nicht gelingen sollte, dann will ich dort in der Anstalt bleiben, so lange ich lebe, Georg soll nie verlassen sein."

Die alte Dame blickte gerührt in Hedels Gesicht und lauschte gierig ihren sanften Worten. „Hedel," begann sie stockend, „mein liebes Kind, können Sie mir denn verzeihen, ich habe sehr häßlich an Ihnen gehandelt, ich — ich gönnte Ihnen Georgs Liebe nicht und wollte ihn für mich allein haben. Gott hat mich hart gestraft, nun ist er im Irrenhause — mir verloren für immer, wenn Gott nicht allein Wunder wirkt. Ich habe nie wieder eine ruhige Stunde gehabt, seit ich Sie aus dem Hause ließ. Was Gott zusammengefügt hat, sollen wir Menschen nicht versuchen zu scheiden, zu spät habe ich es gelernt."

Hedel war es peinlich, die stolze, alte Frau so gedemütigt vor sich zu sehen; leise drückte sie einen Kuß auf die Hand der Baronin und sagte sanft: „Wir wollen das Vergangene ruhen lassen und lieber an Georg denken. Die Liebe zu ihm hat uns einst auseinandergebracht, jetzt hat sie uns wieder zusammengeführt. Gott wird barmherzig sein und alles zum besten führen."

„Gutes Kind," murmelte die Baronin und küßte Hedel innig.

Dann wurden die alten Leutchen gerufen und ihnen alles gesagt. Beiden wurde es unsäglich schwer, ihren Liebling wieder hinauszulassen, ja die gute Frau Müller warf der Baronin einen ordentlich giftigen Blick zu. Hedels bittende Augen besänftigten sie. Schließlich half sie sogar packen, und knapp eine Stunde später fuhren die beiden Damen der österreichischen Grenze zu. Die alten Gärtnersleute blickten dem Wagen lange nach.

„Die sehen wir nimmer wieder, Frau," sagte der Alte leise, mit Thränen in den Augen.

„Dummes Zeug, Alter," versetzte seine Frau lebhaft, „rede nicht so ein Zeug, unsers Rittmeisters Hedel, die vergißt uns nimmer, die ist treu — die kommt wieder. Glaubst Du mir's nicht?"

„Nun doch," erwiderte der Alte. (Schluß folgt.)

Verlassen in dem Dschungel.

Aus den Papieren eines englischen Reisenden.

Mitgeteilt von Albert Stutzer. (Nachdruck verb.)

Vor mehreren Jahren durch eine der wildesten Gegenden Oberindiens reisend, ereilte mich das Schicksal, in einem kleinen Dorfe, sämtliche Diener, mit denen ich Delhi verlassen, zu verlieren; zwei derselben erlagen der Cholera, während die anderen die dadurch entstandene Aufregung benutzten, mit meinen Pferden davonzulaufen, mich sonach allein und zu Fuß in einer Gegend zurücklassend, welche sich der für einen des Weges Unkundigen, besonders für einen europäischen Reisenden keineswegs erheiternden Reputation, der Tummelplatz von Thugs (einer religiösen Sekte von Mördern, welche ihre Opfer erwürgen), Räubern und Halsabschneidern zu sein, erfreute. Mehr aus europäischer Gewohnheit, als von der Hoffnung beseelt, wenigstens meine Pferde wieder zu erlangen, verfügte ich mich sofort zu dem Darogah, dem ersten Beamten des Dorfes, welcher nach Anhörung des Vorgefallenen mir natürlich unter vielen Beteuerungen seiner Ergebenheit versprach, die Halunken einfangen und zur härtesten Strafe ziehen zu wollen; — eine Beteuerung, die, obwohl ich sie mit gläubiger Miene anhörte, mich dennoch nicht irre machte in meiner Ueberzeugung, in dem braunhäutigen Würdenträger einen ebensogroßen Schuft vor mir zu sehen, als jene Halunken diesen Namen verdienten, die mich beraubt, und deren Flucht er zweifellos begünstigt, wofür ihm der Löwenanteil an der Beute geworden.

Glücklicherweise hatte ich mein Geld und einige wertvolle Juwelen in meine Kleider eingenäht, so daß ich vor dem größten Verlust bewahrt blieb. Ich sah nun deutlich, daß ich auf jede fremde Hilfe verzichten mußte, und da ich mit einer doppelläufigen Büchse, einem Paar Pistolen und einem spanischen Dolchmesser bewaffnet war, so glaubte ich es wagen zu dürfen, meinen Weg allein und ohne Führer nach der etwa dreißig (englische) Meilen entfernten englischen Station fortzusetzen. Ohne den Darogah von meiner Absicht zu unterrichten, übergab ich ihm die mir gebliebenen Reisegerätschaften (Palankin u. s. w.), wobei ich nicht verfehlte, mit großer Strenge ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ich ihn für jeden etwaigen Verlust verantwortlich machen würde.

„Warum wollen aber Euer Ehren die Sachen nicht selbst bewachen?“ fragte der verschmitzte Kerl mit lauerndem Blick.

„Weil ich schon zu viel mit Spitzbuben in Deiner Gegend zu thun gehabt,“ versetzte ich kurz.

Der Darogah kniff die dünnen Lippen ärgerlich zusammen, und ein Blitz schoß unter den halb gesenkten Lidern hervor, als er mich fragte, ob ich gedächte, abzureisen, welchen Weg ich einschlagen wollte, ob er mir einen zuverlässigen Führer und eine Eskorte verschaffen solle und dergleichen mehr. Er bemühte sich indessen vergeblich, da ich entschlossen war, meine wahren Absichten zu verschweigen und demgemäß nur ausweichend antwortete.

Nachdem ich mich nun durch mehrfache, an verschiedene Personen und stets einzeln gerichtete Anfragen über den besten Weg nach dem Fort informiert, schlich ich mich, sobald die Dunkelheit eingetreten, aus dem Dorfe nach dem benachbarten Walde, wo ich einen Baum erklomm, in dessen Zweigen ich die Nacht ziemlich unbehaglich zubrachte. Am nächsten Morgen nahm ich ein leichtes, aus Früchten und Brot bestehendes Mahl ein, wonach ich, einem betretenen Pfade folgend, wohlgemut meine Wanderung durch den Wald fortsetzte; ein kleiner Taschenkompaß diente mir als Führer. Dieser durch Wald und Dschungel auf und nieder führende Weg erschien mir so einsam und unheimlich, daß ich mich aufrichtig nach einem Gefährten sehnte. Mehr als einmal glaubte ich das Geheul eines wilden Tieres zu hören, wonach ich, sofort stille stehend, mich zur Verteidigung bereit machte. Dann jagte mir das Schwirren eines dicht an meinem Kopfe vorüberfliegenden Vogels oder das plötzlich in unmittelbarster Nähe ertönende Kreischen und Springen eines Affen einen nicht unbedeutenden Schreck ein, was alles nichts weniger als angenehm war. Abgesehen von diesen, meinen Gleichmut etwas erschütternden Tönen, ging indessen alles gut bis zum Mittag, wo ich in dem Augenblick, in dem ich mich anschickte, hinabzusteigen in eine Art Niederung — wo Bäume, Sträucher, Schlingpflanzen, überhaupt die ganze, luxuriöse indische Vegetation der Dschungel so eng mit einander verschlungen waren, daß es nicht ohne Gefahr erschien, sich durch dieses Labyrinth hindurch zu winden, — plötzlich zum Stillstehen gebracht wurde durch ein seltsames, einem Ringen ähnliches Geräusch, das, wie ich glaubte, von einem menschlichen Stöhnen begleitet war.

Da ich von meinem Platze aus die Kämpfenden, welche, dem Tone nach zu urteilen, sich in meiner nächsten Nähe befinden mußten, nicht erblicken konnte, und da es jedenfalls nur zwei waren, so hielt ich es — und besonders in der Erwägung meiner guten Bewaffnung — für ganz gefahrlos, vorwärts zu dringen. Was werde ich zu sehen bekommen?“ fragte ich mich während der Ausführung meines Entschlusses. — Meine Kenntnis von Land und Leuten ließ mich auf einen mörderischen Thug schließen, der sich auf einen, gleich mir einsam seinen Weg verfolgenden Reisenden gestürzt hatte und dabei war, ihn zu erwürgen. Daß der eigentümliche Ton von irgend etwas anderem als einem zwischen zwei Menschen stattfindenden Kampfe herrühren könne, war mir gar nicht in den Sinn gekommen, so daß man leicht mein ungeheueres Erstaunen, meine grenzenlose Ueberraschung zu ermessen vermag, als ich, mich durch eine Art Pflanzentunnel windend, auf einer offeneren und freieren Stelle einen großen Affen in der Umschlingung einer giftigen Schlange erblickte!

Kam ich nun auch zu spät, um Zeuge des Kampfes sein zu



Andacht im Fischerhause. Von O. Kirberg. (Mit Text.)

können, so konnte ich doch noch den Tod des armen Vierfüßlers mit ansehen. Als mein Blick auf ihn fiel, verklang sein letztes Stöhnen; die halb aus den Sockeln getretenen Augen verglasten und mit einem einzigen Zucken entfloh das Leben aus dem zerdrückten Körper. Die Schlange hatte meine Annäherung vernommen, sie erhob den großen, schrecklichen Kopf, richtete ihre feurigen Augen voll auf mich, und indem sie mit herausfordernden Zischen ihre gabelförmige rote Zunge herausstreckte, als wüßte sie, daß ihr Opfer verendet sei und sie sich jetzt einem gefährlicheren Feinde gegenüber befände, löste sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit von dem Affen los, in einem Moment aufrecht vor mir stehend — mir den gräßlichsten Anblick darbietend, der mir je zu teil geworden.

Mit der Büchse an der Schulter, vorbereitet auf die Notwendigkeit eines schnellen Schusses, war ich vorgedrungen; und nachdem ich hastig gezielt, entlud ich einen Lauf auf den häßlichen Kopf des Ungetüms, dasselbe glücklicherweise so gut am Nacken treffend, daß es sofort stürzte. — Meine Freude über den glücklichen Schuß war aber etwas voreilig; zu meinem Schrecken warf die Schlange unter den wildesten Zuckungen ihren großen Körper so schnell herum, daß sie sich in einem Moment dicht vor meinen Füßen befand. Mit einem wilden Schrei zurückspringend, senkte ich, kaum wissend, was ich that, die Mündung meiner Büchse, und feuerte in demselben Augenblick, in dem die Schlange im Begriff war, mit einem zischenden Schnappen den Lauf zu packen, der, sich entladend, ihren Kopf in zahllose Atome zerschmetterte. —

Während ich Gott aus vollem Herzen dankte für meine glückliche Erlösung aus so gräßlicher Gefahr, wurde ich aufs neue erschreckt, und zwar durch ein leises Rauschen in den Büschen zu meiner Linken; und in der Zeit, in der ich, um auf alles vorbereitet zu sein, eine Pistole hervorziehen konnte, sah ich dieses Mal nicht ein Tier, sondern einen Menschen vor mir auftauchen.

„Ein glückliches Zusammentreffen, Kamerad,“ sagte in gutem Englisch der Fremde, als habe er meine Nationalität mit einem Blick ergründet. „Ich hörte Ihre beiden Schüsse, und war erfreut zu wissen, daß ich mich nicht allein in dieser Wildnis befand. Sie sind mit knapper Not einer furchtbaren Gefahr entronnen,“ setzte er, auf die tote Schlange blickend, hinzu.

Der Sprecher war ein gut aussehender, schlanker Indier, mit schwarzen Augen und Haaren von der Farbe des Raben, seine Gesichtszüge waren interessant, seine Bewegungen leicht und graziös. Nach der Landessitte nur leicht bekleidet, schien er nur mit einem Messer bewaffnet zu sein, dessen Scheide an seinem um die



Die durch den Vulkanausbruch vom 8. Mai zerstörte Stadt Saint-Pierre auf der Insel Martinique. (Mit Text.)

Taille geschlungenen Gürtel befestigt war. Da die familiäre Art, in der er mich angeredet, mir durchaus nicht gefiel, so verlangte ich im Tone stolzer Zurückhaltung zu wissen, wer er sei, und weshalb er sich in dem Dickicht verborgen gehalten habe.

„Die Wahrheit ist, daß ich mich, wie Sie, auf dem Wege nach einem englischen Fort befinde,“ antwortete er mit großer Offenheit;

„und da mir die Einsamkeit dieses Pfades, der wie ich befürchtete, leicht in einen Hinterhalt der Thugs führen könnte, keineswegs behagte, so hatte ich beschlossen, ihn zu verlassen und um jenen Hügel herum zu gehen, wo der Weg offener wird. Mir war aber so heiß, ich fühlte mich so ermüdet, daß ich mich einen Augenblick ausruhen mußte; und es war in dieser Zeit, daß ich das Abfeuern einer Büchse vernahm, was mir sehr angenehm war, da ich dadurch die Ueberzeugung gewann, mich in der Nähe eines Reisenden zu befinden, dem ich mich mit Sicherheit anschließen könnte."

„Woher weißt Du aber, daß ich nicht zu der von Dir gefürchteten Bande gehöre?"

„Weil diese keine Feuerwaffen gebrauchen. Aber ich sehe, Sie sind mißtrauisch und würden es vorziehen, allein zu reisen, obwohl zwei Personen doch sicherer sind als eine."

„Du sollst mit mir gehen," versetzte ich ruhig, wobei ich einen Schritt zurücktrat und, indem ich meine Pistolen in den Bereich meiner Hand plazierte, kaltblütig meine Büchse zu laden begann; „wo hast Du übrigens Englisch gelernt? und woher weißt Du, daß ich ein Brite bin?"

„Ihre Sprache erlernte ich von Ihren Landsleuten, mit denen ich vielfachen und häufig sehr angenehmen Geschäftsverkehr habe," antwortete der Bursche ohne die geringste Zögerung. „Ihr Aeußeres sagte mir sofort, daß ich einen Engländer vor mir hätte."

Nachdem ich meine Büchse geladen, fühlte ich mich behaglicher, mit großer Ruhe teilte ich dann meinem neuen Bekannten mit, daß ich jetzt mich von ihm nicht trennen könnte, ihm vielmehr die Gunst meiner Begleitung gewähren wollte, nur müsse er stets — vor mir hergehen! „Du siehst, ich halte Dich beim Wort," schloß ich, „und wenn Du der ehrliche Mensch bist, für den Du Dich ausgiebst, so wird meine Vorsicht Dich nicht kränken. Du wirst also vor mir herschreiten, und zwar in völliger Sicherheit, so lange Du nichts thust, das meinen Verdacht bestätigen könnte; ich warne Dich demnach, vorsichtig zu sein, denn das sage ich Dir, bemerke ich ein einziges Zeichen beabsichtigter Verräterei, so werde ich Dich ohne Gnade niederschießen."

„Ei, wofür halten Sie mich?" fragte der Bursche, mich mit erstaunter Miene ansehend.

„Für einen Thug!" versetzte ich mit scharfer Stimme, „für einen Räuber und Mörder! Euer Treiben ist mir nicht unbekannt, mehrfach habe ich von eueren schändlichen Ränken, denen schon viele vertrauensvolle Reisende zum Opfer fielen, gehört; aber bei mir kommst Du an den Unrechten — ich bin auf meiner Hut!"

Der Indier lachte und sagte mit der harmlosesten Miene von der Welt: „Sie sind sehr im Irrtum, aber Sie sollen Ihren Willen haben. Ich bin bereit, mich Ihrem, durch einen irrigen Verdacht hervorgerufenen Vorschlage zu unterwerfen, da ich weiß, daß Sie mir nichts Böses zufügen wollen, und daß Sie, wenn wir das Fort erreicht und ich mich als ehrlicher Mensch ausgewiesen, mir sicherlich Gerechtigkeit widerfahren lassen werden."

„Ganz zweifellos," entgegnete ich, keineswegs in meinem Glauben erschüttert.

Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, trat der Indier mit der Miene sorgloser Gleichgültigkeit den Marsch an. Ich hielt mich dicht hinter ihm, jede seiner Bewegungen mit scharfem Auge beobachtend. In dieser Weise kamen wir durch die unheimliche Dschungel, und stiegen zu dem offeneren Pfade des höher gelegenen Landes hinan, ohne ein Abenteuer zu erleben. In einer neben einer klaren Quelle belegenen Lichtung machte ich Rast; ich zwang den Indier, sich neben mir niederzulassen, während ich mich ausruhte und mein Mittagsmahl verzehrte, das ich mit ihm teilte. Etwas gestärkt, setzten wir unsere Wanderung fort, wobei mein Genosse, wie bisher, voraus marschierte. Ich befahl ihm, jetzt schneller zu laufen, da ich keine zweite Nacht in dem Walde zubringen wollte. Meine Hoffnung, dies vermeiden zu können, ging auch in Erfüllung, denn als die Sonne unterging, sah ich von einem Hügel das Kreuz von St. Georg über meinem heutigen Reiseziel, dem englischen Fort, wehen.

Während wir, um es zu erreichen, das Thal durcheilten, überfiel uns die Nacht; begünstigt durch die Dunkelheit, war mein verdächtiger Reisegefährte plötzlich verschwunden. Die Besorgnisse, welche das Verschwinden des Burschen in mir erweckten, erwiesen sich glücklicherweise als unnötig; ungefährdet erreichte ich das Fort, wo mich ein warmer Willkommen meiner Landsleute empfing und mir alle nötige Unterstützung bereitwillig gewährt wurde.

Als ich ein Jahr später mich in Bereilly befand, teilte man mir mit, daß einem berüchtigten Thug wegen Mordes der Prozeß gemacht werde. Mit einiger Neugier trat ich in den Gerichtssaal, um den Angeklagten zu sehen. Man denke sich meine Ueberraschung, als ich statt eines Unbekannten das Individuum erblickte, das ich, wie oben mitgeteilt, einst vor mir her marschieren ließ!

Der Gerichtssaal war gedrängt voll von Engländern und Eingeborenen, welche mit der größten Aufmerksamkeit der aufregenden Verhandlung folgten. Nach kurzem Zuhören wußte ich, daß der Thug das ihm zur Last gelegte Verbrechen leugnete, und daß mehrere schwarze Halunken, zweifellos Mitglieder seiner mörderischen Sekte, seine Rettung versuchten, indem sie aussagten, der Angeklagte hätte sich seit zwei Jahren in ihrem, mehrere hundert Meilen von dem Orte des Verbrechens entfernten Dorfe aufgehalten und sei erst vierzehn Tage, nachdem der Mord stattgefunden, in ihrer Begleitung in diese Gegend gekommen. Er könne sonach das Verbrechen gar nicht begangen haben. Da die Beweise gegen ihn nur Verdachtsmomente waren, welche diesen Aussagen gegenüber außerordentlich an Gewicht verloren, so gab unter den Zuschauern sich die Ansicht kund, daß eine Freisprechung erfolgen werde, welche Aussicht besonders den Eingeborenen zu behagen schien. Destoweniger gefiel sie aber mir. Der Gedanke: dieser Elende, der zweifellos schon viele, harmlos ihren Weg verfolgende Europäer aus dem Hinterhalte ermordet, könnte als freier Mensch den Gerichtssaal verlassen, um neue Schandthaten zu begehen, erfüllte mich mit solchem Zorn, daß ich beschloß, der Laufbahn des schwarzen Schurken, der ja auch mir nach dem Leben getrachtet, ein Ziel zu setzen. Ueberzeugt, daß der Mörder mich noch nicht gesehen, verließ ich den Saal und suchte einen Beamten auf, dem ich meine Begegnung mit dem Angeklagten und den Wunsch aussprach, als Zeuge in diesem Prozeß aufzutreten. Hoch erfreut über mein so rechtzeitiges Erscheinen, eilte der Beamte sofort zu dem Vorsitzenden des Gerichtshofes, dem er die von mir gemachten Angaben leise mitteilte. Dieser hegte bereits Zweifel über des Angeklagten Unschuld, und war demnach angenehm überrascht durch die ihm gewordene Aufklärung. Er ließ mich ersuchen, in den Saal zu kommen, mich aber so lange im Hintergrunde zu halten, bis er mich durch ein Zeichen zum Hervortreten auffordern würde. Ich kam dieser Vorschrift nach, indem ich den von dem Angeklagten entferntesten Winkel des Saales aufsuchte. Als der Richter von meiner Anwesenheit benachrichtigt worden, wendete er sich an den Angeklagten.

„Du behauptest also noch immer," sagte er, „Dich erst seit einigen Tagen in diesem Teile des Landes aufzuhalten, seit zwei Jahren ihn nicht betreten zu haben?"

„Gewiß! Habe ich es nicht gesagt und haben die Zeugen es nicht bestätigt?" versetzte der Thug mit großer Frechheit.

Der Richter ließ seinen Blick über die Menge schweifen und erhob die Hand — das zwischen uns verabredete Zeichen.

Sofort drängte ich ohne viele Umstände die mich Umgebenden zurück, mit zehn Schritten befand ich mich dicht vor dem Angeklagten.

„Besinne Dich, kennst Du diesen Herrn?" rief der Richter ihm zu.

Durch mein plötzliches Auftauchen überrascht, sah der Thug mich einen Moment starr an, dann sah ich, wie er mich erkannte, denn trotz seiner großen Selbstbeherrschung fuhr er sichtbar zusammen, ein Ausdruck des Schreckens malte sich in seinen Augen und seine Stimme zitterte, als er, einen wilden Blick auf mich werfend, mühsam hervorstieß:

„Nein, ich habe den Sahib noch nie gesehen!"

„Du hast ein sehr schlechtes Gedächtnis," sagte ich, ihm unverwandt und scharf in die Augen sehend, „ich will es Dir auffrischen. Wie? Du erinnerst Dich nicht, mit mir einst in einem Dschungel zusammengetroffen zu sein, und zwar in dem Augenblick, in dem ich den Kampf mit einer Schlange bestanden hatte? Du willst nicht mehr wissen, daß Du mich dann zu ermorden gedachtest, von mir aber durchschaut wurdest? Das ist schade, denn ich kenne Dich sehr gut, und bin bereit, es zu beschwören!"

Diese Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf den Indier; die braune Farbe seines Gesichtes verwandelte sich in ein schmutziges Grau und er erbebte. Er wußte aus Erfahrung, daß eines Engländers Zeugnis mehr gelten würde, als das der Eingeborenen und daß, brach das von ihm versuchte Alibi zusammen, er unwiderruflich verloren war. Diese Ueberzeugung raubte ihm die bisher bewahrte Kaltblütigkeit, eine wilde Wut leuchtete in seinen auf mich gerichteten Augen und mit zuckenden Lippen schrie er:

„Ha! träfen wir uns an einem anderen Orte — ich wollte dem Sahib antworten!"

Unter den Zuschauern gab sich eine gewaltige Bewegung kund; besonders unter den Eingeborenen, von denen manche zweifellos verkappte Thugs waren; ich sah das an den wütenden Blicken, die sie mir zuschleuderten.

„Giebst Du endlich zu, vor einem Jahr in einem fünfzig Meilen von Delhi entfernten Dschungel gewesen zu sein?" fragte der Richter, auf dessen Antlitz ein Ausdruck von Befriedigung sich zeigte.

Der Indier zuckte mit erzwungener Ruhe die Achseln, sprach aber nicht. Da der Richter inzwischen die falschen Zeugen verhaften ließ, so erriet er sein Schicksal. Auf meine Bitte wurde mir gestattet, den Angeklagten zu befragen.

„Weßhalb hast Du mich nicht ermordet, ehe ich die Schlange tötete? Du warst doch in der Nähe!"

Der Thug überlegte einen Augenblick, dann sagte er anscheinend gleichgültig: „Wäre ich in der Nähe gewesen, hätte ich eine solche Absicht gehegt, so würde ich den Sahib doch sicherlich vor dem Kampfe mit der Schlange getötet haben. Ich war aber nie dort!"

„Leugne nicht länger, es wäre nutzlos," sprach der Richter mit tiefem Ernst.

Der Thug sah ihn an, und als er in seinen Augen einen unumstößlichen Entschluß las, änderte er die bisher befolgte Taktik.

„Nun wohl," sagte er mit der Miene großer Offenheit, „ich will zugeben, daß ich mit Ihnen an dem betreffenden Orte zusammengetroffen bin, und daß ich mit einigen Mitreisenden mich im Dickicht aufhielt. Wenn ich Sie aber hätte erwürgen wollen, so hätte ich dies ja leicht thun können, als Sie beide Läufe Ihrer Büchse entleert hatten und infolge des Schreckens und der Aufregung über das soeben bestandene Abenteuer jedenfalls etwas angegriffen waren. Denn —"

„Ich verstehe Dich," unterbrach ich ihn, „Du glaubtest das damals und Du warst der Meinung, durch Schwatzen und Schmeicheln meinen etwaigen Verdacht einschläfern zu können, um mich dann in einem sorglosen Moment zu ermorden! So ist's, nicht wahr, ich hab's erraten?"

Der Thug sah mich finster an, schwieg aber.

„Gestehe, ich kreuzte Deinen schönen Plan durch meinen rechtzeitig erwachten Verdacht, durch die Entschlossenheit, mit der ich Dein Leben sozusagen in meiner Hand hatte, und Deine Genossen verhinderte, mich anzugreifen!"

Er machte eine heftige, zornige Bewegung.

„Du scheinst sehr wütend zu sein über das Fehlschlagen Deines Mordanschlages auf mich, — war ich denn einer der wenigen, der Deinen Künsten entging, oder hast Du in letzterer Zeit öfter das Unglück gehabt?" fragte ich höhnisch, um ihn noch mehr zur Wut zu reizen und ihn hiedurch zu einer unbedachten Aeußerung zu veranlassen. Diese Absicht gelang mir vollkommen. Meine Bemerkung hatte ihn augenscheinlich so tief verletzt, daß er seinem bisher zurückgehaltenen Zorn die Zügel schießen ließ und, während ein wildes Feuer in seinen Augen loderte, mit einer durch die Wut heiseren Stimme ausrief:

„Sie sind der einzige, der je meiner Hand entging, bei einer zweiten Begegnung wären Sie mir nicht entronnen!"

Ich durfte zufrieden sein. — Der Thug hatte mit diesem Geständnis sein Todesurteil ausgesprochen, was er auch sogleich begriff, aber es war zu spät, um seine Worte zurückzurufen. Der Ausgang des Prozesses — die Verurteilung des Mörders — erregte großes Aufsehen, schlecht verhehlten Zorn unter den Eingeborenen, hohe Befriedigung unter den Europäern.

Am Abende desselben Tages hing die Leiche meines einstigen Gefährten in dem Dschungel am Galgen, um den die Aasgeier ihre häßlichen Kreise zogen.

Ein verfehltes Frühstück.

Es war im Jahre 1807. Der für Deutschland und besonders für Preußen so schmachvolle Frieden von Tilsit war geschlossen (9. Juli 1807), und Napoleon I. kehrte als Sieger nach Frankreich und Paris zurück. In Frankfurt a. M. hatten sich die Fürsten und Souveräne Deutschlands zahlreich versammelt, den Kaiser, der vormittags ankommen sollte, festlich zu empfangen und im Fürstlich Thurn und Taxis'schen Palais mit einem glänzenden Frühstück zu bewirten. König Friedrich von Württemberg hatte es übernommen, die Honneurs bei diesem Fest zu machen, das die sämtlichen Mitglieder des kaum vor Jahresfrist gestifteten Rheinbundes ihrem hohen Protektor geben wollten. Napoleon hielt seinen Einzug und stieg im Residenzpalast des Großherzogs Fürst-Primas Karl Dalberg ab. Die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg führten ihn in die prachtvoll geschmückten Räume, und der König von Württemberg zeigte sich als geschickter Festordner. Aber Kaiser Napoleon war nie ein Freund dieses Souveräns gewesen, weil ihm dessen Eigentümlichkeiten nicht gefielen. Das pomphafte Mahl begann, und König Friedrich leitete die Anordnungen mit einer Umsicht und Aufmerksamkeit, die Bewunderung erregten. Ein Heer von Kammerherren, Hofmarschällen und untergeordneten Hofdienern rannte hin und her, die Speisen und Getränke zu präsentieren.

Natürlich mußte alles dem Kaiser, dem gefeierten hohen Gaste, zuerst angeboten werden; der König selbst näherte sich und bat um die Annahme. Aber diese wurde von dem Allgewaltigen bei jedem Gericht verweigert. Diese fortgesetzten Weigerungen erregten eine allgemeine Bestürzung und das um so mehr, als nun nach der Hofetikette kein einziger der anwesenden Fürsten etwas annehmen und genießen durfte. Als endlich alles an der großen Tafel herumgereicht, alles vergeblich dem Kaiser angeboten worden war, und dieser die Annahme nicht allein jeder duftenden Speise, sondern auch eines jeden gefüllten Glases beharrlich abgelehnt hatte, wagte es der König Friedrich, den Kaiser zu fragen, ob und womit er kaiserlicher Majestät, die doch soeben von weiter ermüdender Reise angelangt sei, aufwarten dürfe. „Mit Ananas!" erwiderte rasch und scharf Napoleon, der längst die Tafel überschaut und den Mangel dieser Frucht wahrgenommen hatte. Sofort befahl König Friedrich die Herbeischaffung der befohlenen Ananas, und es begann ein unglaubliches Rennen und Jagen nach dieser Erfrischung, zum augenscheinlichen Ergötzen des Kaisers.

Es trat eine peinliche Pause ein. Die Verlegenheit steigerte sich, als die Kammerherren keuchend mit der Hiobspost zurückkehrten, es sei keine Ananasfrucht zu erlangen, und auch der Befehl des Königs, schleunigst in allen Gärten und Treibhäusern Frankfurts darnach zu forschen, ein günstigeres Ergebnis nicht lieferten. Ihren Höhepunkt erreichte die gedrückte Stimmung, als Napoleon, nachdem ihm das Mißgeschick gemeldet war, die Räume des Speisesaals sofort verließ, und seine Reise fortsetzte, ohne das geringste genossen zu haben.

W. St.



Kriegshunde. Die natürlichen Eigenschaften des Hundes, seine Gelehrigkeit, Wachsamkeit, Ausdauer und Anhänglichkeit an den Menschen haben neuerdings dazu geführt, ihn auch für militärische Zwecke zu verwenden. Die Aufzucht und Dressur des sogen. Kriegshundes liegt in der deutschen Armee den Jäger- und Schützenbataillonen ob; die Ausbildung leitet ein Offizier. Seine Aufgabe ist es, die Hunde insbesondere für den Gebrauch im Vorpostendienst heranzuziehen. Hierzu gehört zunächst, daß dem Hunde die nötige Wachsamkeit beigebracht wird, d. h., daß er lernt, seinen Begleitern rechtzeitig durch leises Knurren die Annäherung jeder fremden Person bekannt zu geben. — Alsdann muß der Hund erlernen, Botengänge mit größter Sicherheit auszuführen. Meldungen, die ihm von Patrouillen oder weit vorgeschobenen Posten mitgegeben werden, soll er möglichst schnell an die rückwärtige Abteilung befördern. Hat er sich hier seines Auftrages entledigt, so kehrt er ohne weiteres wieder zu seinem Abgangsorte zurück. Zwei unserer Abbildungen illustrieren diese Art der Verwendung des Kriegshundes. Die eine zeigt, wie einem Hunde eine Meldung — sie wird in einem kleinen, am Halsband befindlichen Täschchen untergebracht — zur Beförderung anvertraut wird; auf einer anderen sieht man denselben Hund von seinem Meldegang zum Posten zurückkehren. Hiermit aber ist die Thätigkeit eines guten Kriegshundes nicht erschöpft. Er soll ferner noch im stande sein, während eines Gefechtes ihm aufgepackte Munition der Schützenlinie zuzutragen. Endlich ist von ihm auch zu verlangen, daß er nach einem Gefecht beim Aufsuchen der Verwundeten behilflich ist, indem er diese aufspürt und alsbald seinem Begleiter „verbellt". Solche Erfolge sind natürlich, abgesehen von der hierzu nötigen Hingabe und Geduld des Lehrers nur mit tadellosem Hundematerial zu erreichen. Laut Vorschrift gelangen daher nur Hunde reinen Blutes zur Benutzung. Als zur Verwendung besonders geeignet werden Pudel, Hühnerhunde und Schäferhunde (schottische, sog. Collies) empfohlen.

Andacht im Fischerhaus. Unser heutiges Bild führt uns in ein ostfriesisches Fischerhaus auf der Insel Borkum, wo ein Teil der Familie zur Andacht versammelt ist. Im Hause herrscht die peinlichste Reinlichkeit; die Wände sind mit glasierten Thonkacheln verkleidet, auf den Schränken und Gesimsen stehen blankgeputzte Zinnteller und Schüsseln, und im offenen Kamin knistert ein lustiges Feuer, über dem es im Kupferkessel brodelt und kocht. Draußen aber heult der Sturm, das Meer wirft haushohe Wogen, als wollte er alles in seinen Fluten begraben. Dazwischen rollt der Donner und zucken die Blitze — die ganze Natur scheint in Aufruhr zu sein. In solchen Augenblicken ruft der Hausvater die ganze Familie und das Gesinde zusammen und gedenkt im Gebete jener, die sich jetzt auf hoher See befinden, und ein Spiel der Wellen und des Sturmes sind. „Schütze sie, o Herr!" betet laut der alte Fischer, und andachtsvoll, mit leiser Stimme, beten die anderen nach. Hat er doch selbst zwei Söhne am Meeresgrunde liegen, und sie, des Fischers älteste Tochter, weiß ihren Mann jetzt auf dem Häringsfange allen Gefahren ausgesetzt. Die Fischer sind ein abergläubisches, frommes Volk; sie glauben fest an eine Bestimmung. Wenn die Gefahr am größten ist, dann setzen sie ihre Hoffnung auf Gott, und dieser war ihnen stets der Helfer aus der Not. St.

Saint-Pierre auf Martinique. Eine Schreckensbotschaft, wie sie die Welt nur selten vernommen hat, traf unlängst aus Martinique ein: Die blühende Handelsstadt Saint-Pierre wurde am 8. Mai durch einen Ausbruch des Vulkans Mont-Pelée gänzlich zerstört; von den 30,000 Einwohnern sind nur 40 am Leben geblieben; sämtliche Schiffe im Hafen sind in Flammen aufgegangen; die Insel ist auf weite Strecken mit Lava und glühender Asche bedeckt. Man wird an das Schicksal Herculanums und Pompejis erinnert, zugleich aber auch an die anderen großen Schicksalsschläge, die die Insel in den letzten Jahren schon betroffen haben. Martinique ist eine von den kleinen Antillen, die als französische Besitzung gerade zwischen den Leeward und Windward Islands englischer Besitzung liegt; sie ist 988 Quadratkilometer groß und hat etwa 176,000 Einwohner. In der Mitte der Westküste liegt die Hauptstadt Fort-de-France mit 15,000 Einwohnern; weiter nördlich, mit einem kleinen Schraubendampfer in anderthalbstündiger Küstenfahrt erreichbar, befindet sich, ebenfalls an der Westküste, die Haupthandelsstadt der Insel Saint-Pierre mit 30,000 Einwohnern. Die Insel ist zum großen Teil, namentlich an der Westküste, kultiviert; nur in dem bergigen Inneren sind die Urwälder noch erhalten. Hauptausfuhrprodukte sind Zucker, Rum und Farbhölzer. Im Jahre 1890 zerstörte eine Feuersbrunst fast die ganze Hauptstadt Fort-de-France. Noch größere Verluste an Eigentum, nach amtlichen Berichten rund 80 Mill.

Frcs. verursachte der schreckliche Orkan, der in der Nacht vom 18. zum 19. August 1891 die Insel heimsuchte. Innerhalb zwei Stunden waren alle Kulturen verwüstet, alle Dächer abgedeckt, die Schiffe im Hafen auf den Strand geworfen; mehrere hundert Personen kamen ums Leben. Frankreich mußte langjährigen Kredit gewähren und die Steuern auf Jahre erlassen; Papiergeld mit Zwangskurs wurde emittiert, um den Handel zu ermöglichen. In den folgenden Jahren litt Martinique wie alle zuckerproducierenden Länder unter der Ueberproduktion an Zucker. Aber ein Uebergang zu neuen Kulturen, wie Kaffee oder Kakao, läßt sich nur mit neuem Kapitalaufwand bewerkstelligen und wirft erst nach fünf Jahren Gewinn ab. So trifft das Unglück jetzt Martinique und mit ihm ganz Frankreich doppelt hart, da große Kapitalien dort festgelegt sind. Die Bevölkerung der Insel besteht zumeist aus Mulatten und Negern; dazu kommen einige tausend Kuli aus Ostindien und Chinesen. Europäer waren ungefähr 10,000 auf Martinique ansässig. Unser Bild zeigt die Stadt Saint-Pierre, wie sie sich von einer Anhöhe nahe bei der Stadt präsentierte. Sie bestand eigentlich nur aus zwei parallel zur Küste verlaufenden Straßen, einer unteren und einer etwa 10 Meter höheren, die sich nahezu $1\frac{1}{2}$ Kilometer an den Hügeln hinziehen und ungefähr in der Mitte von dem Flüßchen Roxelane durchschnitten werden. Unter den weiß angestrichenen Häusern fielen besonders das bischöfliche Palais und das Regierungsgebäude nebst großen, hübschen Baracken für die Truppen auf; ferner die Kathedrale und ein ziemlich großes Theater, in dem drei Monate lang jeden Winter eine französische Truppe starkbesuchte Vorstellungen gab. Hinter den Hügeln, nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, lag der berühmte Botanische Garten, ein ansehnliches Stück stehen gelassenen Urwalds mit Kulturversuchen tropischer Gewächse aller Erdteile. In der Nähe von Saint-Pierre und ebenso bei Fort-de-France sind heiße, heilkräftige Quellen die einzigen Zeugen der vulkanischen Natur des Bodens. Der 1350 Meter hohe Mont-Pelée (auf der Abbildung der große Berg links im Hintergrund) liegt etwa 5 Kilometer nordwestlich von Saint-Pierre und galt als erloschener Vulkan; den Krater füllte ein 150 Meter breiter See, der zahlreiche Abflüsse hatte.

Aha!

Lieschen: „Ach, Mama, mir ist nicht wohl, ich glaube, ich habe Migräne!"
Mama: „Ach was, Migräne, Du möchtest wohl gar zu gern schon die große Dame spielen!"

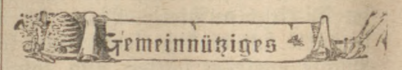
ALLERLEI.

Lange Lehrzeit. A.: „Wie, jetzt wollen Sie noch die zweite Frau nehmen, nachdem Sie zwanzig Jahre eine so unglückliche Ehe geführt haben?" — B.: „Nun . . . Lehrgeld muß jeder zahlen!"

Vorgearbeitet. Madame (zum Dienstmädchen): „Wenn mein Mann Dich fragt, was ich im Fieber gesprochen habe, dann sagst Du, ich hätte fortwährend von Ostende phantasiert."

Schützenpreise des Mittelalters. Im Gegensatz zur Jetztzeit waren die bei den Freischießen im Mittelalter ausgesetzten Preise sehr einfach. Graf Balthasar von Wiesbaden und Ittstein gab 1535 zu verschießen ein grünes Atlaswams; Graf Philipp von Nassau 1538 einen Thaler und 1589 den 2. April 6 Ellen schwarzen Damast; 1547 den 22. Mai Graf Friedrich zu Solms und Münzenberg ein rotdamastenes Wams; 1569 den 25. Mai Graf Ulrich von Montfort 7 Ellen Taffet und 2 Ellen Londoner Tuch. Am 12. Juli 1569 war Stadtgesellenschießen in Frankfurt a. M., der höchste Preis bestand aus 6 Gulden, 4 Gulden wurden einzeln verteilt. Mittwoch den 25. August 1585 gab der „Ehrwürdige, Edle und Ehrenwerte" Herr Johann von Gleichen, Commenthur des Deutschen Ritterordens, einen Hammel zu verschießen, ebenso am 18. Oktober 1597 Canonicus Georg Erstenberger. 1462 war zu Mainz das „Beste" 3 Ochsen, 1463 zu Höchst 4 Gulden, 1573 den 27. September zu Offenbach ein Bock, dem an jedem Horn ein Goldgulden hing. — Freilich studierte zu derselben Zeit, 1451, Peter Zumjungen in Erfurt mit seinem Hofmeister Greffenrode für 23 Gulden jährlich und gab letzterem jährlich drei Gulden Gehalt. D.

Ludwig XI. und der Astrolog. König Ludwig XI. von Frankreich geriet einst gegen einen Astrologen, der so unvorsichtig war, ihm den Tod einer lieben Person zu verkünden, so in Zorn, daß er den vorwitzigen Wahrsager herbeiholen ließ und seinen Bedienten befahl, denselben auf ein bestimmtes Zeichen, das er ihnen geben werde, anzupacken und ohne weiteres zum Fenster hinunter zu stürzen. Als er des armen Sterndeuters ansichtig wurde, redete er ihn ernst mit den Worten an: „Da Du ein so geschickter Mann bist und das Schicksal anderer Personen so genau zu bestimmen weißt, so belehre mich doch, welches Geschick Dir bevorsteht und wie lange Du selbst noch zu leben hast." — Der Astrolog mochte von den Absichten des Königs nichts Gutes ahnen; ohne im mindesten Schrecken oder Ueberraschung zu verraten, sagte er daher mit ruhiger Freimütigkeit: „Sire, ich werde drei Tage vor Ew. Majestät Ableben sterben." — Diese ebenso kluge, als verfängliche Antwort verblüffte den König gewaltig. Er hütete sich wohl, das verabredete Zeichen zu geben, trug vielmehr von dem Augenblick an Sorge, daß der Astrologe so gut als möglich behandelt wurde; denn je weiter sich dessen Tod hinausschob, desto länger währte sein eigenes Leben.

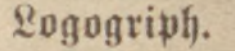


Einfaches Entree nach der Suppe zu geben. Man knetet gleiche Teile Butter und Roquefortkäse zu einer Masse zusammen. Diese schmiert man teils auf kleine, gewöhnliche Brotschnittchen, teils auf Wassersemmel, teils auf Pumpernickelscheiben, richtet sie auf einer runden Schüssel hübsch an und serviert sie.

Torfmull, besser gesagt Torfstaub, ist das beste und vorteilhafteste Streumittel für Geflügelställe. Torfmull saugt die Feuchtigkeit auf und hält den Stall trocken und geruchlos, indem er die Exkremente der Tiere umhüllt und dabei eine bedeutende Desinfektionskraft entwickelt. Man streut ihn ca. 5 Centimeter hoch ein, recht täglich die Exkremente aus und reinigt alle Woche gründlich einmal den Stall. Der ausgeräumte Torfmull wird mit Abtrittsjauche begossen, bis er ganz durchtränkt ist und dann zur Düngung der Gartenbeete verwendet.

Ein Bienenschwarm, der sich schlecht angelegt hat, läßt sich leicht einfangen, wenn man in seine Nähe eine Bruttafel bringt. Bienen und Königin sammeln sich ohne weiteres auf derselben.

Bayerische Rübchen. Die Rübchen werden gewaschen, abgeschabt, die kleineren ganz gelassen, die größeren geteilt und mit Fleischsuppe oder Salzwasser und einem Stück Schweinefleisch zugesetzt. Später macht man von einem Stückchen Schmalz, 1 Löffel Zucker und 3 Kochlöffeln Mehl eine braune Einbrenne, rührt sie mit der Rübenbrühe glatt an, giebt sie über die Rüben und läßt diese, sowie das Fleisch vollends weich kochen. Die Rüben werden mit dem Fleisch angerichtet und müssen erstere ein glänzend braunes Aussehen haben.



So manch unschuldig Menschenleben
Gar oft dem mit dem **r** verfällt;
Hast du dafür ein **n** gegeben,
Dann glänzet es am Sternenzelt. —
Julius Falck.

Palindrom.

Du kannst mich bei dem Pferde seh'n,
Doch darf es nicht im Stalle steh'n;
Rückwärts gelesen werd' ich dann
Zu einer Zierde für den Mann.
Julius Falck.

Verwandlungs-Aufgabe.

Nachstehende zehn Wörter:
Egel, Ente, Laube, Ohr, Range, Recus, Reiz, Ruder, Sau, Strich,
sind durch Hinzufügung eines Buchstabens in ebensoviele neue zu verwandeln, welche in andererReihenfolge bezeichnen: 1) Eine vertrauensvolle Hinnahme einer Aussage. 2) Ein mythisches Wesen. 3) Eine Südfrucht. 4) Eine Pflanze. 5) Eine Stadt in Deutschland. 6) Eine biblische Person. 7) Einen Verwandten. 8) Einen Fußboden. 9) Ein fundiertes Einkommen. 10) Ein Ausrüstungsstück der Schiffe. — Sind alle Wörter richtig gefunden und geordnet, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten deutschen Schriftsteller.
Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Auflösung. — Des Rätsels: Schlag. — Des Arithmogriphs: Verlobung. **E**rle, **R**ebe, **L**oge, **O**rne, **B**ern, **U**rne, **N**ero, **G**rog.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.